



Xolelewa Mongameli als Jugendliche zwischen Kindern. Foto: Perry Tsang

Xolelwas zorniges Herz

XOLELWA MONGAMELI ist für viele wie eine große Schwester. Wenn es drauf ankommt, kann man sich auf sie zu hundert Prozent verlassen. Sie kann knallhart, aber auch liebevoll sein. Diese Gefühle liegen bei ihr dicht nebeneinander und manchmal gehen sie durcheinander.

Xolelewa Mongameli, 16 Jahre, kam als Siebenjährige in das Kinderheim HOKISA (Xhosa-Wort für „Wir werden es schaffen“) im Township Masiphumelele bei Kapstadt. Sie berichtet:

Ich war traurig, klar. Tief traurig, aber da war vor allem die schreckliche Enttäuschung und große Wut, dass Mama uns in einem Kinderhaus abgeben wollte. Warum nur? Wir hätten uns auch um sie kümmern können. Das hatten mein Bruder Thwali und ich schon zuvor getan. Wir haben für Mama Essen gekocht und unser Shack (Unterkunft aus Wellblech und Baumaterial) aufgeräumt. Manchmal haben wir bei Nachbarn für uns drei gebettelt. Und plötzlich wurden wir wieder wie kleine Kinder behandelt. „Es ist das Beste für Euch“, meint sie. Zudem erklärte sie: „Ich kann nun nicht mehr für Euch sorgen.“ Das konnte sie schon länger nicht mehr. „Jetzt seid vernünftig. Ihr könnt mich im Hospiz besuchen“, forderte sie versöhnlich. Aber warum sollen Kinder vernünftig sein, wenn etwas geschieht, das in ihrem Herzen nicht stimmt.

An dem Tag, als Mama uns zum Kinderheim HOKISA brachte, konnte sie kaum noch gehen. Eine Nachbarin stützte sie und ich hielt ihre Hand an der anderen Seite. Mein Bruder Thwali trottete einfach hinterher. Und dann tat sie es wirklich: Sie zog die Hand aus meiner und sprach mit einer Erzieherin über etwas, das ich nicht verstand. Während sie zu lächeln versuchte, sagte sie: „Mein Kind, es wird Euch hier gut gehen.“ Als mir klar wurde, dass wir hier tatsächlich zurückgelassen werden sollten, begann ich hysterisch zu schreien. Ich bettelte und flehte nicht mehr wie in den Tagen zuvor. Ich schrie nur noch den tiefen Schmerz aus meinem Herzen heraus. Wie sollte es uns hier gut gehen, ohne sie, die doch unsere Hilfe brauchte? Einmal schaute ich zu Thwali. Er stand nur da wie erstarrt, wie innerlich erfroren und weinte nicht einmal.

Lutz (gemeint ist Lutz van Dijk, Mitbegründer und Ko-Direktor von HOKISA) fragte uns jede Woche: „Wollt Ihr Eure Mutter besuchen?“ Na klar, wollten wir das. Acht Monate lange fuhren wir jeden Mittwoch über eine Stunde zu dem Hospiz, wo es nach Urin und Desinfektionsmitteln roch. Mama ging es von Woche zu Woche etwas schlechter. Aber fast bis zum Ende lächelte sie uns an, wenn wir kamen. Am Ende konnte sie kaum noch sprechen und hatte eine entstellende Hautkrankheit. Wir brachten ihr immer selbst gemalte Bilder oder Blumen aus dem Garten mit. Also das, was man tun kann, wenn man klein ist, was aber letztlich nichts hilft. Jedes Mal nahm

ich mir vor, am Ende der Besuchszeit nicht zu weinen, das habe ich aber nur selten geschafft. Thwali und ich gewöhnten uns an diese Mittwochnachmittage und es klingt unglaublich, ist aber wahr: Wir freuten uns immer darauf, sie wieder zu sehen und ihr mit unseren Besuchen eine Freude zu bereiten.

Eines Sonntags kam ein Anruf aus dem Hospiz: Wir brauchten nicht mehr zu kommen. Die Beerdigung fand erst einige Wochen später in Mutters Heimatdorf statt. Niemand aus der Familie war bereit, dafür zu zahlen. Dabei war es ihr letzter Wunsch, neben ihrem Mann, unserem Vater, beerdigt zu werden. Er war vor etlichen Jahren vom Dach eines Krankenhauses gesprungen, als er erfahren hatte, dass er mit HIV infiziert war. Viele Dorfbewohner kamen zur Beerdigung, aber keiner kümmerte sich um uns.

Das ist nun viele Jahre her, ich bin kein Kind mehr. Inzwischen kann ich mich um andere Kinder bei HOKISA kümmern, vor allem um die ganz Kleinen. Das mache ich gern, aber manchmal ist mir das Geschrei einfach zu viel. Ich hatte Zeiten, wo ich einfach weggehen wollte zu irgendeiner kleinen Familie, egal zu welcher – höchstens noch mit Thwali. Vor einem Jahr habe ich meine Verwandten im Ostkap besucht. Ich war sehr aufgeregt, doch am Ende war es eine ziemliche Enttäuschung. Das Schlimmste war, dass sich niemand um das Grab meiner Eltern gekümmert hatte. Es war mit Unkraut überwuchert und verdreckt.

Noch immer habe ich Momente, in denen mein Herz so zornig ist, dass ich fürchte, es könnte explodieren. Das ist es aber bisher nicht und so werde ich jeden Tag stärker. Inzwischen habe ich mit viel Glück sogar eine Tante in Khayelitsha, einem großen Township bei Kapstadt, gefunden. Sie heißt Portia, ist noch sehr jung und versteht mich. Das letzte Weihnachtsfest habe ich mit ihr, ihrem jungen Mann und ihrem Baby verbracht. Das war schön! Außerdem bin ich in der Schule ziemlich gut, nur manchmal etwas faul. Irgendwann werde ich heil und ein guter Mensch sein. Hundert Prozent!

>> Lutz van Dijk

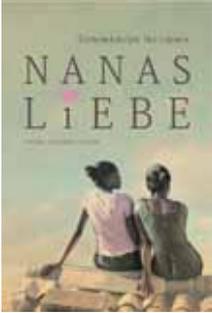
Leicht gekürzter Text mit freundlicher Genehmigung aus: Lutz van Dijk (Hg.): African kids, Eine südafrikanische Township Tour, Peter Hammer Verlag, Wuppertal, 2013.

www.hokisa.co.za

www.lutzvandijk.co.za

REZENSIONEN

AUF DER SUCHE NACH GLÜCK



Sonwabiso Ngcowa
Nanas Liebe
 Peter Hammer Verlag,
 Wuppertal
 2014. 160 Seiten
 (Englisch: In search of
 happiness, Cover2cover
 books, Cape Town
 2014)

Erwachsen werden ist für Mädchen in Südafrikas Townships eine alltägliche Herausforderung. Das betrifft vor allem Teenager, die aus ländlichen Gebieten zur Schulausbildung in die Städte kommen. Abschiednehmen von vertrauten Menschen, häufig von großzügigen Großmüttern, und einer überschaubaren, fest gefügten Ordnung ist oft gleichzeitig das Ende der Kindheit. Armut und Mangel herrschen noch immer in den früheren Homelands – und in vielen Townships. Rauh geht es zu an den dortigen Schulen, Mobbing durch Gleichaltrige ist ein Problem, mit dem insbesondere neue Schülerinnen konfrontiert werden.

In diesem Roman folgen wir Nana vom Eastern Cape nach Masiphumelele bei Kapstadt. Dort leben ihre Eltern und ihre ältere Schwester seit Jahren. Zwar haben alle drei Arbeit gefunden, dennoch verdienen sie so wenig, dass die zwei Töchter in einer kleinen Unterkunft neben dem Bett der Eltern auf dem Boden schlafen müssen. Diese Situation ist nicht untypisch für Hunderttausende junger Township-Bewohnerinnen. Der Autor, Sonwabiso Ngcowa, weiß, wovon er spricht, schließlich wuchs er selbst unter solchen Bedingungen auf. Das Besondere seines Buches ist aber, dass er sowohl die Feindseligkeit gegen simbabwische Migranten – politisch Verfolgte des brutalen Mugabe-Regimes – und eine zärtliche Liebesgeschichte zwischen einer jungen Frau aus Simbabwe namens Agnes und der Protagonistin Nana hineinwebt.

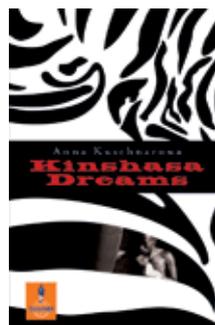
Ngcowa gelingt es, die Spannungen zwischen vorurteilsbehafteter Ausgrenzung und liebevoller Nähe in einem sozialen Mikrokosmos zu beschreiben. Dazu weist er Familienangehörigen und Freundinnen von Nana und Agnes bestimmte Rollen zu. Und er

zeigt auf, wie vielschichtig und grausam die Abwehr von Fremden und den wegen ihrer sexuellen Orientierung als fremdartig angefeindeten Menschen ist. In Südafrika gelten Lesben als krank – hier aus der Sicht von Nanas Mutter – oder als Bedrohung männlicher Besitzansprüche auf Frauenkörper – so das Selbstverständnis der Saufkumpanen von Agnes Bruder. Das traurige Resultat der Homophobie sind zahllose Vergewaltigungen und extrem brutale Morde an jungen Township-Bewohnerinnen. Der Autor stellt sich diesen Männlichkeitsbildern entgegen und fordert indirekt vor allem Männer auf, ihr Verhalten zu ändern.

Die Freundschaft und Verbundenheit der zwei Liebenden fasst er in eine Bildsprache, die alle Leser erreicht – so auch den früheren anglikanischen Erzbischof Desmond Tutu. Der spricht im Nachwort Ngcowa große Hochachtung dafür aus, dass dieser männliche Unterdrückungspraktiken ablehnt und neue Rollenbilder entwirft. Hier tritt vor allem der Freund von Nanas älterer Schwester als verantwortungsvoller junger Mann auf. Das mutige Buch ist im englischen Original in einem südafrikanischen Jugendbuchverlag erschienen. Lutz van Dijk, der Ngcowa und andere junge Autoren in Schreibworkshops begleitet, ermöglichte die deutsche Übersetzung. Zu hoffen ist, dass hiesige junge Leser/-innen zur selbstkritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Homophobie motiviert werden.

>> RITA SCHÄFER

VON KINSHASA NACH PARIS UND ZURÜCK



Anna Kuschnarowa
Kinshasa Dreams
 Weinheim: Beltz &
 Gelberg, 2012. 382 S.,
 14,95 Euro

2014 erhielt Anna Kuschnarowas Jugendroman „Kinshasa Dreams“ den renommierten Friedrich-Gerstäcker-Preis für den

besten deutschsprachigen Abenteuerroman für Jugendliche. Abenteuerlich ist das geschilderte Leben tatsächlich. Es beruht teilweise auf Erfahrungsberichten, die die 39-jährige Autorin zu einem packenden Roman verarbeitete, der Jugendlichen (und auch Erwachsenen) den heutigen Kongo und die Situation von Afrikanern in Europa nahebringt.

Schon als Kind ist die Hauptfigur Jengo vom Boxen fasziniert, hat ihm doch sein Großvater vom legendären Kampf Muhammad Alis gegen George Foreman 1974 in Kinshasa erzählt. Jengo trainiert unermüdet, doch nachdem nach seinem senegalesischen Vater auch seine kongolesische Mutter verschwunden ist, muss er zu Verwandten ziehen. Diese fundamentalistischen Christen verbieten ihm den Sport.

Jengo will nach Paris zu seiner Mutter, aber er kommt als illegaler Passagier in einem Frachtflugzeug nur bis Kairo, wo er sich zeitweise einer salafistischen Gruppe anschließt. Doch der Traum von der Boxerkarriere ist stärker und beim zweiten Anlauf schafft er es von Libyen auf einem Boot nach Europa.

In Paris wird zwar sein Talent anerkannt, aber als Illegaler muss er sich damit abfinden, in Schaukämpfen verheizt zu werden. Erst nach weiteren Abenteuern und einer Abschiebung steht er kurz vor dem Durchbruch.

Kuschnarowa erzählt nicht nur das faszinierende Leben eines Stehaufmännchens, sondern schildert auch die bedrückenden Verhältnisse in Kinshasa, die gerade talentierte junge Männer zur Flucht nach Europa motivieren. Daneben gibt sie authentische Einblicke in das afrikanische Paris.

>> PETER BRÄUNLEIN